

Neolithische Scheibenringe aus dem Oberrheingebiet.

Vorläufige Mitteilung. Mit 1 Tafel und 7 Abbildungen im Text.

Von R. Lais, Freiburg i. B.

Zu den seltensten Funden des oberrheinischen Neolithikums gehören etwa handgroße, flach scheibenförmige, aus Stein geschliffene Ringe. Ihre Entwicklungsgeschichte deckt Kulturbeziehungen unserer Heimat zum Süden und Südwesten Europas auf, die bisher nur undeutlich zu erkennen waren. In Europa ist mit diesen Ringen schon vor Jahrtausenden die letzte Erinnerung an eine Waffe erloschen, die sich bei einem indischen Volksstamme fast bis auf unsere Tage erhalten hat und in früheren historischen Zeiten über ganz Vorderasien verbreitet war, eine Waffe, der Götter würdig, wieder und wieder besungen in den Versen der altindischen Heldenlieder.

Die stumpfrandigen Scheibenringe.

Aus dem Oberrheingebiet sind bis heute folgende Scheibenringe bekannt geworden:

Nr. 1. Scheibenring von Merdingen bei Freiburg i. B., gefunden in einer kleinen, jetzt aufgegebenen Kiesgrube an der Straße von Merdingen nach Wasenweiler. Die Öffnung des Ringes ist fast vollkommen kreisrund; sie hat 66 mm Durchmesser. Der äußere Rand ist weniger regelmäßig gestaltet, die Breite des Ringes schwankt daher zwischen 21 und 29 mm. Seine Dicke beträgt am Innenrand etwa 9 mm und nimmt nach außen langsam ab. Das Gestein, dunkelgrüner, deutlich parallel struierter Serpentin, ist überall gut geschliffen und poliert; der innere und der äußere Rand sind sorgfältig abgerundet (Tafel I, Fig. 1). Der Ring befindet sich in der Sammlung des Verfassers.

Nr. 2—8. Im Flühwäldchen bei Säckingen fand Herr E. Gersbach in Säckingen sieben Bruchstücke angefangener und vollendeter Scheibenringe¹. Zwei davon stammen von fertiggestellten Ringen. Ihre Maße sind: Nr. 2 (Tafel I, Fig. 2): $J = 65$ mm, $A = 121-129$ mm, $D = 10$ mm². Nr. 3 (Tafel I, Fig. 3): $J = 68$ mm, $A = 132-138$ mm, $A = 12$ mm. Der äußere und innere Rand sind bei beiden abgerundet; das Material ist Gabbro. Zwei andere Bruchstücke stellen frühere Stufen der Bearbeitung dar: Nr. 4 (Tafel I, Fig. 4): $J = 68$ mm, $A = 129-137$ mm, $D = 9$ mm; Nr. 5 (Tafel I, Fig. 5): $J = 64$ mm, $A = 109-131$ mm, $D = 10-11$ mm.

¹ Herr E. Gersbach hat mir seine Funde zur Bearbeitung zur Verfügung gestellt und mich durch briefliche Mitteilungen in jeder Weise unterstützt. Ich möchte ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

² Es bedeutet: J den Durchmesser der Öffnung, A den Durchmesser des Außenrandes, D die Dicke am Innenrand.

Bei beiden Stücken ist der Innenrand scharf. Sie bestehen aus serpentiniertem Gabbro. Nr. 6 stellt ein nahezu fertiges, aber mit geringer Sorgfalt hergestelltes Stück dar. $J=35$ mm, $A=107-117$ mm, $D=9$ mm. Das Material ist serpentinierter Gabbro (Tafel I, Fig. 6). Nr. 7 und 8 sind Bruchstücke kaum begonnener Ringe aus dem gleichen Material wie die übrigen (Tafel I, Fig. 7 u. 8). Sämtliche sieben Bruchstücke befinden sich im Besitz von Herrn Gersbach.

Nr. 9 und 10 sind vollständige Scheibenringe, die in einer Kiesgrube bei Herlisheim westlich von Colmar gefunden wurden³. Nr. 9 hat einen unregelmäßig ovalen Umriss; seine Maße sind: $J=61$ mm, $A=107-133$ mm, $D=10$ mm. Das Material ist bläulichgrauer schwarz gefleckter Gabbro. Nr. 10 hat ovalen Umriss; seine Maße sind: $J=60-80$ mm, $A=95-180$, $D=9$ mm (II, Fig. 1). Der Außenrand ist an den Schmalseiten abgerundet, vorn und hinten scharf. Der Rand der Öffnung ist zylindrisch. Beide Ringe liegen im Museum zu Colmar.

Nr. 11 und 12 wurden in Schiltigheim bei Straßburg im Löß gefunden⁴. Beide sind erheblich schmäler als die bisher angeführten Ringe. Nr. 11 hat folgende Maße: $J=60-65$ mm, $A=95-110$ mm, $D=15$ mm. Der Außenrand ist abgerundet, der Innenrand zylindrisch. Das Material ist hellgrüner, schwarzgefleckter Serpentin. Die Maße von Nr. 12 sind: $J=60-65$ mm, $A=90-110$ mm. Der Außenrand und die Kanten des geraden Innenrandes sind abgerundet, so daß der Querschnitt stumpfdreieckige Form hat (II, Fig. 2). Das Material ist grüner Serpentin. Beide Ringe befinden sich im Museum zu Straßburg.

Nr. 13 und 14 sind auf französischem Boden, aber in nächster Nähe des Rheintals gefunden; sie stammen beide aus der Höhle von Cravanche bei Belfort⁵. Nr. 13 hat folgende Maße: $J=60-65$ mm, $A=86-166$ mm, $D=8-9$ mm. Der Außenrand ist abgerundet, der innere gerade und kantig. Das Material ist bläulichgrüner Gabbro. Nr. 14 ist der größte bis jetzt gefundene Scheibenring: $J=60-65$ mm, $A=126-210$ mm, $D=8-9$ mm. Der Außenrand ist abgerundet, der innere gerade mit eckigen Kanten (II, Fig. 3). Das Material ist ebenfalls Gabbro. Beide Ringe befinden sich im Museum zu Belfort.

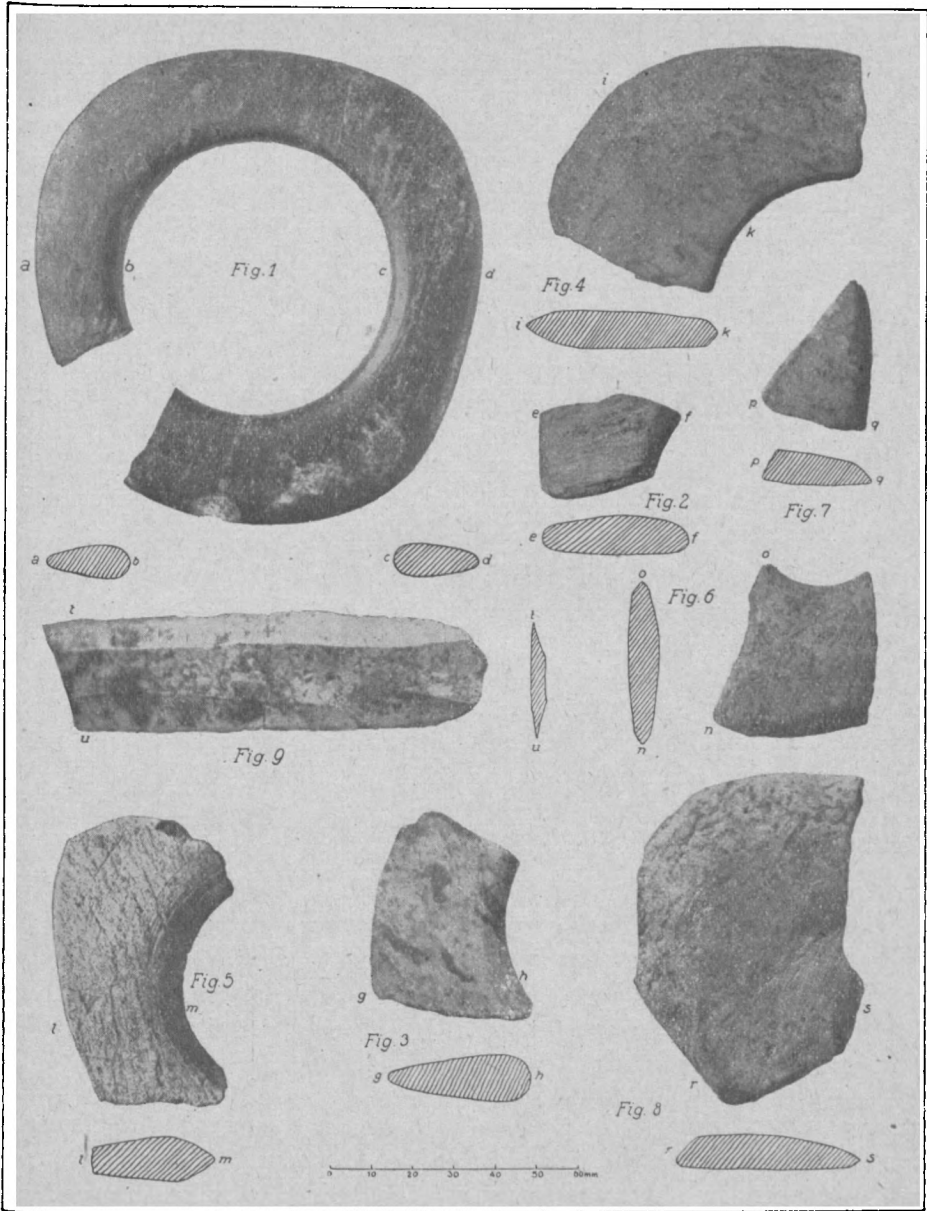
Die oberrheinischen Scheibenringe sind als schmückende Arminge zu deuten.

Obwohl die flache Scheibe, die mehr oder weniger vom Arme absteht, nicht die denkbar beste Form des Armrings darstellt, und sogar in ihren extremen Formen, wie etwa den Ringen aus der Höhle

³ Bleicher et Faudel: Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace, Colmar 1878.

⁴ R. Forrer: Ein neolithischer Pfahlbau bei Erstein-Murgießen und die verwandten Fundstellen im Elsaß. Anzeiger für Elsassische Altertumskunde, Nr. 13/14, Straßburg 1912.

⁵ Bleicher et Faudel, a. a. O.



Tafel I

Fig. 1. Neolithischer Scheibenring von Merdingen bei Freiburg i. B.

Fig. 2—8. Bruchstücke neolithischer Scheibenringe von Sackingen a. Oberrhein.

Fig. 9. Neolithische Feuersteinklinge von Merdingen b. Freiburg i. B.

von Cravanche, ein beinahe lästiges Schmuckstück war, so lassen doch die übrigen Eigenschaften keine andere Deutung zu.

Sämtliche Ringe bestehen aus Gesteinen von schöner grüner Farbe. Zwar ist der Kulturkreis, dem sie angehören, durch die vorzugsweise Verarbeitung grüner Gesteine zu Waffen und Gebrauchsgegenständen ausgezeichnet. Wo aber die Verwendung grün gefarbter Gesteine ausnahmslos erfolgte, wie bei unseren Ringen, muß der Schönheitswert, der der Farbe innewohnt, für den Zweck, dem sie dienen, unentbehrlich gewesen sein: sie waren also keine Gebrauchsgegenstände, sondern Schmuckstücke.

Die Durchmesser der Öffnungen stimmen bei allen Ringen (mit einer Ausnahme) sehr gut überein; sie bewegen sich zwischen 61 und 70 mm und betragen im Mittel 65 mm. Dies ist genau dasselbe Maß, das heute noch der Durchmesser des geschlossenen Armbandes aufweist. Für den modernen männlichen Europaer sind allerdings Öffnungsweiten von weniger als 70 mm etwas eng. Aber der Merdinger Ring läßt sich mit 66 mm Durchmesser, obwohl nicht mühelos, über die Hand zahlreicher männlicher Erwachsener streifen.

Die neolithische Bevölkerung Europas war sicher nicht kräftiger gebaut als die gegenwärtige. Weiblichen Individuen paßten auch die kleinsten unserer Scheibenringe. Ein geschlossener Arming darf nur so weit sein, daß er gerade noch über die Hand gestreift werden kann.

Die scharfe Kante des Innenrandes, die das Ausbohren von zwei Seiten her naturgemäß erzeugte, ist bei allen fertiggestellten Ringen durch nachträgliches Abschleifen abgerundet oder in eine zylindrische Fläche verwandelt worden, um einer Verletzung des Armes beim Tragen vorzubeugen. Desgleichen sind auch die scharfen Kanten am Außenrand, welche die Kleidung beschädigt hatten, fast bei allen Ringen sorgfältig abgerundet worden.

Einige Ringe haben eine leicht ovale Öffnung, die sich der Form des Armes noch besser anpaßt, als der Kreis. Der Merdinger Ring weist am Innenrande eine erheblich bessere Politur auf, als an seiner übrigen Oberfläche. Sie entstand offenbar durch das ständige Scheuern am Arm oder auf der Kleidung. Nach Bleicher und Faudel ist einer der Herlisheimer Ringe am Unterarm eines Skelettes gefunden worden.

Diese schmückenden Armringe hatten wohl noch eine symbolische Nebenbedeutung. Mit zwei von ihnen, dem Merdinger und dem Schiltigheimer Ring zusammen wurden Silexmesser (siehe Tafel I, Fig. 9) von einer Schönheit und Größe gefunden, wie man sie im süddeutschen Neolithikum nur selten antrifft. Diese Klängen, wahrscheinlich französische Importstücke, dienten sicherlich nicht dem täglichen Gebrauch. Sie waren chirurgische Instrumente oder hatten irgend eine sakrale Bedeutung. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß

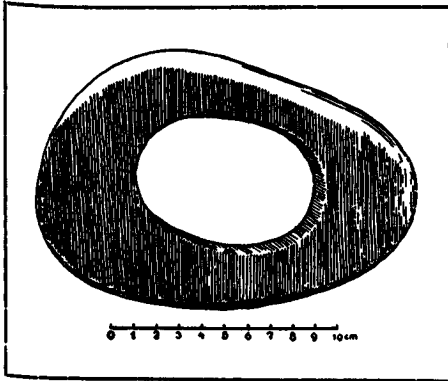


Fig. 1. Scheibenring Nr. 10 von Herlisheim bei Colmar. Nach Bleicher und Faudel.

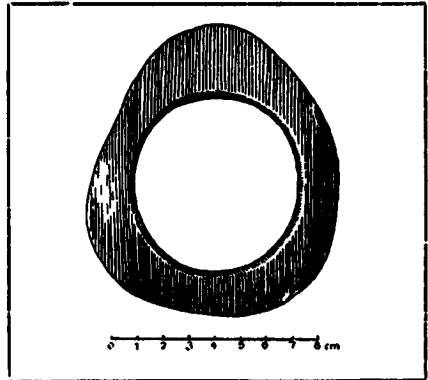
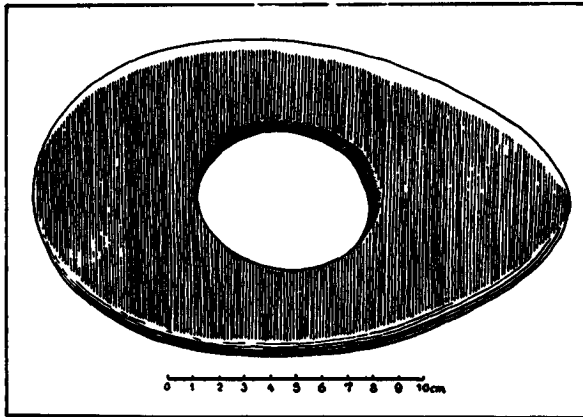


Fig. 2. Scheibenring Nr. 12 von Schiltigheim bei Straßburg. Nach Forrer.

Fig 3.
Scheibenring
Nr. 14



aus der Höhle
von Cravanche
bei Belfort.
Nach Bleicher
et Faudel

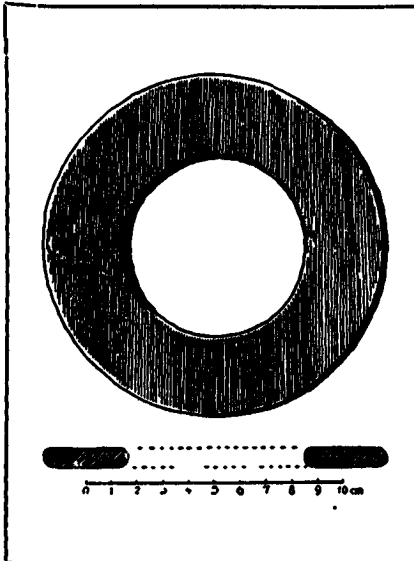


Fig. 4. Scheibenring von Quiberon (Morbihan) nach Déchelette.

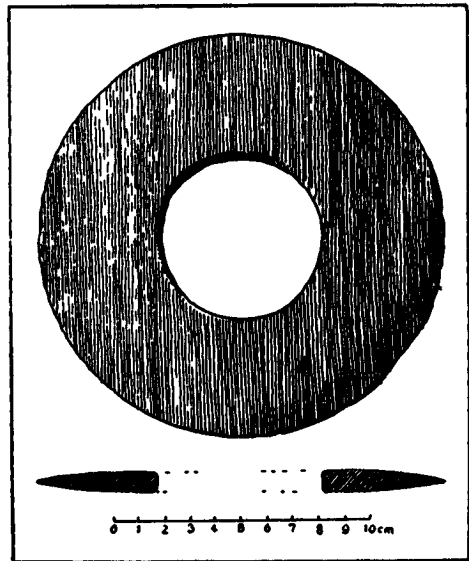


Fig. 5. Scheibenring von Chambéry (Savoie) nach Buttin.

auch die mit ihnen zusammen gefundenen Ringe das Abzeichen einer besonderen Würde waren. Wir hätten dann den einen der Säckinger Ringe, der durch die geringe Größe des Innendurchmessers, die Scharfe des Innen- und Außenrandes aus dem Rahmen der übrigen herausfällt, obwohl er seiner Form nach in naher Beziehung zu diesen steht, als verkleinertes Abbild der großen Armringe aufzufassen, dem als solchem dieselbe symbolische Bedeutung innewohnte. Da er als Arming nicht getragen werden konnte, erschien es seinem Verfertiger unnötig, die scharfen Ränder zu beseitigen.

Für die stumpfrandigen Scheibenringe erscheinen alle anderen Deutungsversuche unbefriedigend. Für Zieranhänger (pendeloque), die als Brustschmuck hätten dienen können, wäre die Gleichheit der Öffnung bei so vielen Exemplaren unverständlich. Steinerner Keuleringe, dazu bestimmt, das obere Ende eines Holzschaftes als gewichtige oder scharfrandige Umfassung zu bewahren, sind entweder dicke, außen abgerundete Wulste oder eng durchbohrte, nach außen zugescharfte Scheiben von erheblich größerer Dicke am Innenrande, als unsere Scheibenringe sie zeigen.

Die Funde von stumpfrandigen Scheibenringen mit mehr oder weniger unregelmäßiger äußerer Umgrenzung sind bis jetzt im wesentlichen auf das Oberrheingebiet beschränkt geblieben. Ein Steinring aus dem Gräberfeld von Rössen, der von Wilke⁶ als Arming gedeutet wird, hat nach frdl. brieflicher Mitteilung des Direktors des Museums für Völkerkunde in Berlin, Herrn Geh. Rat Schuchhardt, alle Merkmale eines Keuleringes, gehört also nicht zu unserem Typus. Ähnliche Formen dagegen weist ein Ring auf, der aus dem Grabhügel Mané-er-Hroek bei Locmariaker in der Bretagne stammt⁷. Er hat eine schwach elliptische Öffnung und einen schwach elliptischen, aber ganz regelmäßigen Außenrand. Er leitet hinüber zu einem zweiten nahe verwandten Typus, dem der stumpfrandigen Scheibenringe mit kreisförmiger äußerer Umgrenzung (II, Fig. 4). Er ist in Frankreich mehrfach gefunden worden, vor allem im Dep. Puy-de-Dôme in der Auvergne und im Dep. Morbihan in der Bretagne. Aus Alba (Prov. Coni) in Oberitalien stammt ein weiteres Exemplar⁸.

Wenn es einerseits keines Beweises bedarf, daß die oberrheinischen Scheibenringe dem späteren Neolithikum angehören, in dem die Technik schon so weit fortgeschritten war, daß sie die Herstellung derartig kunstvoller Erzeugnisse ermöglichte, so ist andererseits doch die Zuweisung

⁶ G. Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. Würzburg 1912.

⁷ J. Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique celtique et gallo-romaine, I., Paris 1908.

⁸ Ch. Buttin, Les anneaux-disques préhistoriques et les Tchakras de l'Inde. Revue Savoisiennne 1903, 3 u. 4. Annecy 1903.

dieser Funde zu einem bestimmten Kulturkreis schwierig. Denn gleichzeitige Funde charakteristischer anderer Artefakte sind bis jetzt nur spärlich gemacht. Forrer hat auf Grund des damals bekannten elsässischen und französischen Fundmaterials eine nähere Bestimmung des Kulturkreises versucht und sie der späteren landbewohnenden Pfahlneolithik zugewiesen. Sie seien französische Importstücke. Inzwischen hat aber der Sackinger Fund ganz unzweifelhaft bewiesen, daß die Ringe auch im Oberrheingebiet selbst hergestellt worden sind. Säckingen hat Ringe aus allen Stufen der Bearbeitung geliefert, vom kaum begonnenen bis zum vollkommen fertigen. Das Rohmaterial stammt aus den alpinen Moranen im Alpenvorland und den Schotterterrassen des Rheins. In Frankreich sind überhaupt keine Ringe von vollkommen übereinstimmendem Typus gefunden worden; die oberrheinischen Ringe können also keine französische Importware sein.

Beziehungen zum Westen bestehen jedoch zweifellos. Die schönen braunen Flintmesser, die zweimal mit unseren Ringen zusammen gefunden worden sind, bei Merdingen (Tafel I, Fig. 9) und Schiltigheim, sind wohl sicher aus Frankreich eingeführt. Nach Schumacher⁹ gehören sie sehr wahrscheinlich der Dolmen-Glockenbecherkultur an, von der überhaupt die Landansiedelungen der jüngeren Pfahlbautenkultur derartig beeinflußt sind, daß man geradezu von einer Mischkultur reden kann. In Säckingen wurden mit den Ringbruchstücken rechteckige Beile des Pfahlbautentypus, aber auch spitznackige Ovalbeile, wie sie der Dolmen-Zonenkultur eigentümlich sind, zusammen gefunden. Unter diesen sind eine ganze Anzahl aus grüngefarbten Gesteinen geschliffen. Die nahe Formverwandtschaft der stumpfrandigen oberrheinischen mit den stumpfrandigen französischen Scheibenringen verstärkt diese Beziehungen zu der genannten westlichen Kultur.

Die stumpfrandigen Scheibenringe vom Oberrhein und aus Frankreich müssen, wie oben dargelegt wurde, als schmückende Armringe gedeutet werden. Aber ihrer Form haftet ein Element an, das ihrem Zweck bis zu einem gewissen Grade zuwiderläuft. Es ist die flache scheibenförmige Gestalt, die diese Ringe immerhin zu einem etwas lästigen Schmuckstücke machen mußte. Zwar muß zugegeben werden, daß die Technik des Neolithikums in unseren Gegenden nicht derartig vollkommen war, daß sie erlaubt hätte, aus dem spröden Gestein diejenige Form herauszuarbeiten, die für einen Armring die beste mögliche darstellt, den dünnen Reif, der sich der Form des Armes anpaßt. Andererseits zeigen aber mehrere Ringe aus dem Oberrhein-

⁹ K. Schumacher, Neolithische Depotfunde im westlichen Deutschland. Prähistorische Zeitschrift, VI. Bd., 1./2. Heft. Leipzig 1914.

gebiet ebenso deutlich, daß diese schöne und zweckmäßige Form gar nicht erstrebt wurde; die Ringe aus der Hohle von Cravanche hätten ohne Zweifel am Rande noch viel starker abgeschliffen werden können, ohne zu zerbrechen. So kommen wir zu dem Schluß, daß das unorganische Formelement, das unseren Ringen anhaftet, mit Absicht beibehalten wurde oder wenigstens nicht unterdrückt werden konnte, daß also unsere Ringe nichts aus sich heraus geschaffenes, sondern nur die Umbildung eines anderen Erzeugnisses darstellen. Dieses ist der scharfrandige Scheibenring.

Die scharfrandigen Scheibenringe.

Scharfrandige Scheibenringe sind vor allem in Frankreich und Italien gefunden worden. Nach Buttin beträgt ihre Anzahl bis heute etwa 60. Ihre Form kommt der der stumpfrandigen Scheibenringe sehr nahe. Jedoch bildet der Außenrand immer einen zur Öffnung konzentrischen Kreis; er ist nicht abgerundet, sondern scharf (II, Fig. 5) In Frankreich finden sie sich vor allem in den Bergländern, welche das Rhônetal begleiten, in Savoyen, der Côte-d'or und in der Auvergne. Ferner in der Bretagne und an der unteren Seine. Aus dem dazwischen liegenden Gebiet stammen nur einige wenige Funde. Innerhalb Italiens liegt das Hauptverbreitungsgebiet an den Rändern der Poebene, vor allem in Ligurien. Vereinzelt Stücke fanden sich über ganz Italien, bis nach Sizilien zerstreut. Nach Siret¹⁰ sollen sie auch auf der iberischen Halbinsel, allerdings zumeist nur in Bruchstücken, häufig gefunden worden sein. Ihr Verbreitungsgebiet deckt sich demgemäß im wesentlichen sehr gut mit dem der Dolmen-Glockenbecherkeramik, die nach Déchelette im Gebiet der großen Steindenkmäler der Bretagne, in den Pyrenäen, der Provence, und an der unteren Seine, in Spanien und Portugal, Oberitalien, Sardinien und Sizilien auftritt. Es darf als sicher gelten, daß die scharfrandigen Scheibenringe diesem Kulturkreis angehören, der nach Déchelette und Schumacher am Ausgang des Neolithikums liegt.

Es ist das Verdienst des französischen Forschers Ch. Buttin, nach mancherlei unbefriedigenden Erklärungsversuchen anderer die wahre Bedeutung der scharfrandigen Scheibenringe erkannt zu haben. In seiner für die ganze Frage grundlegenden, aber schwer zugänglichen Schrift: *Les Anneaux-disques préhistorique set les Tchakras de l'Inde* erklärt er den scharfrandigen Scheibenring als Wurfgeschoß. Leider hat Buttin es versäumt, die verschiedenen Typen, insbesondere den stumpfrandigen und den scharfrandigen Scheibenring deutlich voneinander zu scheiden. Sicherlich entspricht der großen Ähnlichkeit

¹⁰ Siret, *Orientaux et occidentaux en Espagne.*

zwischen diesen beiden Formen ein innerer Zusammenhang. Buttin ist aber zu weit gegangen, wenn er für beide Typen auch denselben Zweck annimmt. Der Umstand, daß sich unter den von Buttin als Grundlage seiner Betrachtung aufgeführten Ringen eine ganze Anzahl solcher befindet, auf die seine Hypothese schlechterdings nicht anwendbar ist, hat es zur Folge gehabt, daß die meisten französischen Forscher sie überhaupt ablehnten.

Die scharfrandigen Scheibenringe waren kein Schmuckstück, sondern eine Waffe, Wurfgeschosse, die in horizontaler Richtung hinausgeschleudert wurden, nachdem man ihnen eine schnelle Rotation erteilt hatte. Bei dieser seltsamen Waffe, die an Kühnheit der Erfindung neben dem Bumerang steht, war also schon vor Jahrtausenden dasselbe Prinzip zur Anwendung gebracht, das noch heute die Ballistik der Feuerwaffen beherrscht: die Geschosßbahn durch Rotation des Geschosses zu verlängern. Der Scheibenring rotierte um eine zur Bahn senkrecht stehende, vertikale Axe, die Geschosse unserer Feuerwaffen um eine in der Flugbahn selbst liegende horizontale Axe. Bei beiden aber ist es dieselbe Kraft, die der Erdanziehung entgegen wirkt und die Bahn gestreckter macht: das Bestreben des rotierenden Körpers, die Rotationsebene beizubehalten.

Buttins Hypothese müßte phantastisch erscheinen, wenn wir nicht wüßten, daß der Scheibenring von der Steinzeit an bis zur Gegenwart auch tatsächlich so gehandhabt wurde, wie es oben geschildert ist.

Bei einem im indischen Fünfstromland lebenden Volksstamme, den Akali, war er, allerdings nicht aus Stein, sondern aus Stahl, noch bis vor etwa 50 Jahren im Gebrauch. Diese Ringe, Tschakra¹¹ genannt, sind flach scheibenförmig, am Innenrand stumpf und glatt, außen messerscharf. Ihre Größe ist sehr verschieden, so daß sie an der Spitze der turbanumwundenen phrygischen Mütze, am Arm oder um den Hals getragen werden konnten. Die Breite beträgt etwa ein Achtel bis ein Fünfzehntel des äußeren Durchmessers. Der Tschakra stimmt demnach in seiner Form mit dem scharfrandigen Scheibenring aus Stein so gut überein, als es die Verschiedenartigkeit des Materials überhaupt zuläßt. Die Sprödigkeit des Steins gegenüber dem Stahl verbot natürlich von vornherein die Herstellung von Ringen, die gleich groß und gleich schmal waren wie die Tschakras. Diesen gegenüber erscheint der steinerne Scheibenring erheblich plumper.

Nach der Beschreibung der Reisenden, die den Tschakra noch im Gebrauch sehen konnten¹², wurde er von dem akalischen Krieger an dem hochgehobenen Zeigefinger herumgewirbelt und dann nach

¹¹ Auch Çakra, französisch tchakra geschrieben.

¹² Z. B. L. v. Orlich: Reise in Ostindien in Briefen an Alexander v. Humboldt und Karl Ritter. Leipzig 1845.



Abb 1. Akali, den Tschakra schleudernd.
Nach v. Orlich.

dem Ziel geschleudert (Abb. 1). Auf eine Entfernung von 80 Schritten vermochte der Akali seinen Gegner lebensgefährlich zu verwunden, ja seinen Kopf vom Rumpf zu trennen.

Die hohe Kunst, den Tschakra zu werfen, ist heute erloschen. In alten Zeiten aber war sie über ganz Indien verbreitet. In vielen Versen besingen die alten Veden die wunderbare Waffe. Im Râmâyâna und Mahâbhârata ist der Tschakra der Götter, vor allem Wischnus, Attribut. In ihrer Hand steigern sich seine Eigenschaften, die ihn weit über alle andern Waffen hinausheben, ins Wunderbare, Gottliche. Er ist ein Wesen für sich mit Namen Sudarçâna; der Wille des Gottes ruft

ihn in seine Hand: »Plotzlich . . . flog vom Himmel inmitten der Schlacht der Ring Sudarçâna, schrecklich anzuschauen, von Licht umflutet, der Sonne gleich, ein nimmermudes Rad, das die Feinde verzehrt¹³. »Von der Hand des größten der Männer (Wischnu) in die Schlacht geschleudert, durchraste, hell wie das todbringende Feuer, der Tschakra wieder und wieder die Reihen der Feinde und zerschmetterte die Daitya und Dânaava zu Tausenden¹⁴.«

Bildliche Darstellungen des Gottes zeigen ihn mit dem Tschakra am Zeigefinger einer seiner vier erhobenen Hände (Abb. 2).

Zeugnisse der Schrift führen von Indien über Chaldaa nach Judaa. Die Siegesdithyrambe eines unbekanntes babylonischen Gottes besingt den Tschakra, als ein Wurfgeschloß aus Gold und Marmor, die gewaltige Waffe, die einem Windwirbel gleich, im Kreise die Leichen der Kämpfer hinstreckt¹⁵. Zwei andere unverkennbare Hinweise finden sich in der Bibel. Hier heißt es in der Schöpfungsgeschichte, III. Kap. Vers 24: »Und er vertrieb den Menschen und lagerte zur Morgenseite des

¹³ Vyasa, Mahâbhârata, I, Vers 1168—1169.

¹⁴ Vyasa, Mahâbhârata, I, Vers 1171.

¹⁵ Appert, Cuneiform inscriptions of Western-Asia, II, Tafel 19

Gartens Eden die Cherubim und eine Klinge des sich umwälzenden Schwertes, um zu hüten den Weg zum Baume des Lebens¹⁶. Nach Ezechiel Kap. I u. X befinden sich unter den Cherubim Räder, die »Galgal«, d. h. Wirbel gerufen werden und anzusehen sind wie ein Türkis.

In Vorder- und Hinterindien sind scharfrandige Scheibenringe aus Stein gefunden worden. Desgleichen in Ägypten, wo sie, aus Silex geschlagen, nicht geschliffen, die Zeugnisse einer fast unbegreiflichen Fertigkeit in der Bearbeitung des Feuersteins darstellen. Zwischen Ägypten und Indien müssen die oben erwähnten Berichte der Schrift die in dem wenig erforschten Gebiete noch fehlenden Zeugen aus Stein ersetzen.

Der geographische Zusammenhang und die große Ähnlichkeit der Form, die zwischen den stumpfrandigen Scheibenringen am Oberrhein und den scharfrandigen Ringen aus Frankreich und Italien besteht, weisen darauf hin, daß jenes Schmuckstück aus dem Wurfing entstanden ist.

Die große Mehrzahl der französischen scharfrandigen Scheibenringe hatte eine so weite Öffnung, daß sie über die Hand gestreift werden konnten. Sicherlich wurden sie, wie der indische Tschakra, auch als Armringe getragen, ein Schmuckstück, das den Krieger oder Jäger auszeichnete, der die bewundernswerte Kunst meisterte, den Scheiben-



Abb. 2. Wischnu mit dem Tschakra.

Nach E. Moor, The Hindu Pantheon.

¹⁶ Wörtliche Übersetzung. Luther sagt einfach: »den Cherubim mit einem bloßen bauenden Schwert«. Er unterdrückte die ihm unverständliche Erläuterung: »das sich umwälzt«.

ring zu werfen. Dagegen finden wir unter 15 italienischen Ringen nur zwei, die beiden Zwecken zugleich dienen konnten. Hier herrschte also der Scheibenring, der nur Waffe sein sollte. In Frankreich vollzog er seine Umwandlung zum Schmuckstück; häufig ist hier der scharfrandige Scheibenring, der zugleich als Arming getragen werden konnte, seltener der stumpfrandige Scheibenring mit kreisförmiger Umgrenzung, der nur noch eine Armzier war. Im Oberrheingebiet findet sich einzig der stumpfrandige Scheibenring mit unregelmäßiger Umgrenzung, ein Schmuckstück, in dessen Form die Abstammung von der seltsamen Waffe gerade noch sichtbar ist.

In keinem der Gebiete, die Scheibenringe geliefert haben, vollzieht sich also die Umwandlung der Waffe zum Schmuckstück ganz. Sie bricht in Italien ab, um sich in Frankreich fortzusetzen und am Oberrhein zu vollenden. Dieses Verhalten ist nur verständlich, wenn man annimmt, daß der Volksstamm, der im Besitze dieses eigenartigen Kulturgutes war, vom unteren Rhônetal durch die burgundische Pforte in das Oberrheingebiet einwanderte. Im Laufe dieser Wanderung ging die Kunst, den Scheibenring als Waffe zu gebrauchen, verloren, und bevor das Kupfer und die Bronze am Oberrhein ihren Einzug hielten, erlosch auch die Sitte, scheibenförmige Arminge zu tragen. Denn Metallringe von ähnlichen Formen wurden in Europa noch nie gefunden. Ob dieser Volksstamm aus Ligurien oder von der Pyrenäenhalbinsel nach Südfrankreich und dem Oberrheingebiet einwanderte, läßt sich erst dann entscheiden, wenn auch aus Spanien und Portugal eine sorgfältige Statistik der Ringfunde vorliegt. Der Sackinger Werkstättenfund beweist, daß die zugewanderte Bevölkerung mit der alteingesessenen landbewohnenden Pfahlbaubevölkerung in enge Beziehungen getreten, ja sogar vielleicht mit ihr verschmolzen ist. Dagegen scheint die Berührung mit der wasserbewohnenden Pfahlbaubevölkerung in weit geringerem Maße erfolgt zu sein. Denn in keinem Pfahlbau hat sich unter den Tausenden von Steinwerkzeugen auch nur ein einziger Scheibenring gefunden.

Aus der Form der seltsamen Scheibenringe ihre Geschichte entätselnd, sind wir auf den Spuren eines Stammes gewandelt, der in ferner Urzeit von den Gestaden des Mittelmeeres zu den Ufern des Oberrheins gezogen ist. Seine Rassenmerkmale, sein Kulturbesitz und seine Beziehungen zu den anderen neolithischen Stämmen des Oberrheingebiets sind noch wenig erforscht. Was der Boden bis heute hergegeben hat, ist noch allzu spärlich. Moge die Znkunft reichere Funde bescheren!